Europas Zukunft

Von unserm ch-Korrespondenten

I.

Paris, 9. Februar

Einer der talentiertesten französischen Publizisten, Lucien Romier, dessen Ernennung zum Chefredakteur des „Figaro" vor einigen Tagen erfolgte, veröffentlicht Studien über die Stellung Frankreichs in Europa und die Zukunft des Kontinents. Romier zählt zu den besten politischen Schriftstellern, die gegenwärtig einen tonangebenden Einfluß auf die öffentliche Meinung besitzen. Seine Vorträge über Außenpolitik und Weltwirtschaft, über Presse und koloniale Fragen finden ein starkes Interesse. Demgemäß ist auch sein soeben erschienenes Buch „Explication de notre Temps" ein publizistisches Ereignis.

Romier wendet seinen Blick dem Fernen Osten zu und beurteilt Europa unter dem Gesichtswinkel der zunehmenden Abhängigkeit von Amerika und Asien. Er sucht das Problem der Sicherung des europäischen Friedens zu lösen, und zwar dadurch, daß er bestimmte Richtlinien der französischen Kontinentalpolitik festlegt, Richtlinien, die es sowohl Frankreich als auch England ermöglichen sollen, ihre extraeuropäischen Positionen zu verteidigen und auszubauen. Für Romier gilt die Losung: „Wir müssen in Europa einen gesicherten Zustand schaffen, sonst stehen wir machtlos dem Erwachen der asiatischen Welt gegenüber." Logischerweise steht das deutsch-französische Problem im Mittelpunkt der Betrachtungen Romiers. Er entwickelt hierüber Gedankengänge, die gegenwärtig von führenden französischen Staatsmännern als richtig beurteilt werden. Deshalb sind die Ausführungen Romiers für die deutsche Oeffentlichkeit von unstreitbarem Interesse. Wir geben hier den wichtigsten Abschnitt, der die Sicherung des europäischen Friedens im Rahmen des französisch-deutschen Problems behandelt, auszugsweise wieder:

Das Problem des Friedens zwischen Frankreich und Deutschland reduziert sich auf die Schwierigkeit, zwei Völker mit gleicher materieller Zivilisation, von denen eines eine sichtlich schwerere Masse darstellt als das andre, nebeneinander leben zu lassen, und zu vermeiden, daß durch einen rein physikalischen Vorgang die schwerere Masse die leichtere erdrückt oder sie beherrscht. Es ist klar, daß sich so ein Konflikt erhebt zwischen einem moralischen Willen, dem nationalen Instinkt des kleineren Volkes, und einem physikalischen Gesetz, dem Gesetz der Schwere, das sich zugunsten des größeren Volkes auswirkt. Die Zeit arbeitet zugunsten der schwereren Masse. Ihr Gegner kann das Gleichgewicht nur durch eine große Anstrengung halten, die früher oder später nachlassen wird. Stützen oder verbündete Mächte, die ihre eigenen Bedürfnisse befriedigen müssen, werden schließlich eines Tages weichen. Aus dieser sehr einfachen Feststellung ergeben sich zwei neue Konsequenzen. In erster Linie hat das schwächere Volk ein vitales Interesse daran, das Problem so schnell als möglich zu lösen, da die Zeit gegen dasselbe arbeitet. Zweitens kann eine verhältnismäßig stabile Lösung nur in einem Gewichtsausgleich der beiden Massen oder in einer Neutralisierung des Ueberschusses der schwereren Masse gefunden werden.

Früher wandte die Politik für die Lösung ähnlicher Fälle verschiedene Mittel an. Das primitive Mittel bestand darin, daß das weniger zahlreiche Volk nach einem Sieg, den es durch Geschicklichkeit oder Ueberraschung gewonnen hatte, Territorien annektierte, die auf diese Weise von einer Wagschale in die andre gingen und das Gleichgewicht herstellten. Dieser Lösung steht heute eine Tatsache entgegen, die früher kaum existierte: das nationale Bewußtsein. Die Annexion kann heute einen Staat schwächen, statt ihn zu stärken. Bekanntlich haben die Alliierten während des letzten Krieges immer, und zwar mit Glück, mit dieser Schwäche ihrer Gegner spekuliert.

Ein andres Mittel, das weniger radikal ist, wurde von den alten Politikern angewendet. Es bestand darin, dem gefährlichen Nachbar nicht Gebiete zu entreißen, sondern ihn in seiner staatlichen Einheit zu schwächen. Diese Methode wurden zu allen Zeiten angewendet: divide et impera. Sie wurde von den Bourbonen und den Habsburgern bevorzugt, und auch das moderne England hat sie nicht vergessen. Es ist bekannt, daß Deutschland noch weiter ging, indem es diese Methode aus dem politischen auf das soziale Gebiet übertrug und die Bolschewisierung Rußlands „finanzierte". Aber die Anwendung eines solchen Mittels kann nicht improvisiert werden. Sie erfordert die Beachtung traditioneller, fester Regeln; sie erfordert schwere Arbeit, die nur nach vielen Tastversuchen zum Ziele führt und oft scheitert. Sie erfordert einen Stab von Geheimagenten, die mit Entschiedenheit geleitet werden müssen. Dieser Weg ist in einem demokratischen Europa, wo die zu berücksichtigenden Interessen unzusammenhängend und zerstreut sind, viel schwieriger als in einem Europa, in dem sich die Parteien um mehr oder weniger ehrgeizige und anspruchsvolle Fürsten gruppierten. Die Tätigkeit der französischen Nachkriegsdiplomatie läßt nicht die Schlußfolgerung zu, daß Frankreich aus einer so schwierigen Methode einen bestimmten Vorteil ziehen könnte. Zudem haben auch in der Vergangenheit nur ganz bedeutende Staatsmänner dieses Verfahren mit Erfolg angewendet.

Bleibt ein drittes, klassisches Mittel, um das Gleichgewicht zwischen einem Staate schwächeren Gewichts und dem stärkeren gefährlichen Nachbar herzustellen: das Allianzsystem. Dieses System hat einen Hauptfehler: es läßt die Ursachen des Konfliktes in vollem Umfang bestehen. Es schafft nur einen künstlichen Staudamm, dessen einzelne Teile nicht homogen sind und der früher oder später bersten wird. Die Triple-Entente bildete einen ungeheuren Damm vor Deutschland; aber er hat den Krieg nicht verhindert. Er hat es nicht vermeiden können, daß Nordfrankreich verwüstet wurde wie nie zuvor.

Es ist schwierig, in Europa wieder einen solchen Damm aufzurichten, weil der Krieg hier nur vier große Staaten bestehen ließ: Frankreich, Deutschland, England und Italien. Diese beiden letzteren fühlen sich nicht mehr so stark durch benachbarte Massen bedroht, um mit dem direkt gefährdeten Frankreich ein Bündnis zu schließen. Nur die Sorge um die gemeinsame Verteidigung würde zu einem solchen hindrängen. Ohne zu vernachlässigen, was von diesen alten Methoden noch angewendet werden kann, ist es nötig, die Beziehungen der französischen Masse zur deutschen direkt zu untersuchen. Eine überlegene Masse ist weniger gefährlich durch ihr Gewicht als durch die Wucht ihres Anpralls.

Diese Wucht hängt vor allem von der Richtung und dem Neigungswinkel des Abhanges ab, auf dem diese Masse gleitet. Man muß daher in erster Linie den Kontakt abschwächen und dann dem Abhang eine andre Richtung geben. Den Kontakt zwischen Frankreich und Deutschland abschwächen, heißt, zunächst die Hilfskräfte und Bedürfnisse, die sich auf dieser und jener Seite ergänzen, auf dem Wege des einfachen Austausches einander anzupassen. Das führt uns zu einem wirtschaftlichen Uebereinkommen, das die industriellen Verträge regulieren, das Wirtschaftsbeziehungen organisieren, den Transit durch die beiden Ländern erleichtern würde und geeignet wäre, den Konkurrenzkampf zu mildern. Gewiß, ein einfaches und wirtschaftliches Uebereinkommen wird den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland nicht schaffen; aber es würde einen der ersten Akte eines politischen Zusammenwirkens, und zwar den am leichtesten durchzuführenden, bilden. Es wäre eine ebenso große Unvorsichtigkeit, eine solche Vereinbarung an sich zu bekämpfen, wie die politischen Vorteile zu vernachlässigen, die schon die Möglichkeit, zu einem Akkord zu gelangen, bietet.

Der Kanzlerbesuch in Karlsruhe

× **Karlsruhe**, 12. Februar. Zu Ehren des Reichskanzlers Dr. Luther fand heute morgen beim Staatspräsidenten ein Frühstück statt. Daran schloß sich eine Sitzung des Staatsministeriums, der auch der Reichskanzler beiwohnte.

Staatspräsident Dr. **Hellpacher** hieß den Reichskanzler willkommen und betonte, daß die Erklärungen des Reichskanzlers im Reichstage auch von den Oppositionellen als unzweideutig haben anerkannt werden müssen. Die badische Regierung und das badische Land wünschten, daß das Wirken des Reichskanzlers diesem Programm getreu sein und bleiben werde.

Der Reichskanzler

führte in seiner Erwiderung u. a. aus, das Dortmunder Unglück beweise, wie gering die Möglichkeit sei, durch Fürsorgemaßnahmen das Menschenleben gegen die dunklen Mächte des Schicksals zu schützen. Die Entwicklung der modernen Technik stelle ungeheure Aufgaben. Diese Aufgaben müßten von der ganzen Menschheit gelöst werden. Diese werde aber nur dann dazu imstande sein,

wenn wir in der großen Politik zu einem wirklichen Frieden unter den Völkern kommen

Das Londoner Abkommen sei sicherlich ein Schritt in dieser Richtung. Mit aller Kraft wolle er auf diesem Wege fortschreiten, damit sich der Geist des Londoner Abkommens zu einem wirklichen Frieden auf der ganzen Linie auswirke. Der englische Premierminister hat auf den Schlußsatz der Note der Alliierten hingewiesen, wonach die Alliierten den Versailler Vertrag peinlich innehalten würden.

Wenn aber die Räumung der Kölner Zone von dem vorherigen Zustandekommen eines Sicherheitspaktes abhängig gemacht werden solle, so zeige dies eine vollständige Verleugnung dieser Zusicherung

und beweise, daß die Kreise, die dies empfehlen, vor einem offenkundigen Vertragsbruch nicht zurückschrecken wollen. Die Reichsregierung sei sich der Bedeutung der Sicherheitsfrage voll bewußt. Ein dauernder Sicherheitspakt sei ohne Mitwirkung Deutschlands undenkbar. Das gemeinsame Ziel des Wirkens für einen wirklichen Frieden müsse auch für das innere Zusammenleben des deutschen Volkes als Richtschnur dienen. Der Kanzler wandte sich sodann der inneren Politik zu und erklärte,

alles Tun müsse sich schließlich auf die Pfeiler des harten Wirtschaftslebens stützen

Die Regierung werde sich um des Wirtschaftslebens in seiner Gesamtheit willen und im Bewußtsein der Tatsache, daß wir alle doch nur arbeiten für unsre Volksgenossen, auch auf sozialem Gebiete alles tun, was notwendig sei.

Der Kanzler sprach dann von der Frage der Auslandskredite und betonte, es sei geradezu verhängnisvoll, wahllos Kredite aufzunehmen, die doch nur mit den Ersparnissen der deutschen Volkswirtschaft zurückgezahlt werden könnten. Auslandskredite dürften daher nur für staatsproduktive Zwecke in Frage kommen.

Reichskanzler Dr. Luther ist in Begleitung des Staatssekretärs Dr. Kempner um 2 Uhr 25 Minuten nach Dortmund abgereist.

Der Kanzler in Dortmund

× **Dortmund, 12. Februar. Nach einer Mitteilung der Zechenverwaltung „Minister Stein" sind 119 Tote geborgen. Die Aufräumungsarbeiten gestalten sich sehr schwierig. Schätzungsweise werden noch 12 bis 14 Bergleute vermißt.**

Reichskanzler Dr. Luther traf am Abend gegen 11 Uhr hier ein und weilte bis ½2 Uhr nachts an der Unglücksstätte.

Nach der Katastrophe

Die Trauer im Ruhrgebiet

Von unserm Sonderberichterstatter

+ **Dortmund**, 12. Februar. (Eigener Drahtbericht)

Das ganze Ruhrgebiet zittert in verhaltener Erregung über die furchtbare Explosion auf „Minister Stein", der 180 tapfere Bergleute in Erfüllung ihrer Pflicht zum Opfer gefallen sind. Fast überall in Dortmund haben die öffentlichen Gebäude halbmast geflaggt. Auf den Straßen, die schon in den ersten Morgenstunden stärker belebt sind als sonst, steht man in Gruppen zusammen und bespricht das entsetzliche Unglück. Irgendwo auf der Landstraße winken ein paar Sanitäter und steigen zu mir in den Wagen. Sie gehören zur freiwilligen Sanitätskolonne und erzählen.

daß alle Rettungswehren des Ruhrgebiets die ganze Nacht mit kurzen Ablösungen an dem schweren Bergungswerk gearbeitet haben

das doch nur leider einen so traurigen Erfolg gehabt hat. Die Erinnerung an „Radbod" taucht auf, jenes Unglück, das sich kurz vor Kriegsanfang ereignete und dem 280 Menschenleben zum Opfer fielen. Nach diesem entsetzlichen Rekord folgt dann diese neue Katastrophe gleich an zweiter Stelle in der ganzen schweren Geschichte der Bergwerksunglücke des Ruhrgebiets und Deutschlands. An dritter Stelle erst steht das Unglück von „Karolinen-Glück", das etwa 120 Opfer forderte, und dann folgt jenes von „Mont Cenis". Je mehr wir uns der Unglücksstelle nähern, um so dichter wird die Völkerwanderung, meist Männer, dazwischen auch viele Frauen, deren Weinen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie zu jenen armen, unglücklichen Hinterbliebenen gehören, denen das Unglück das Liebste genommen hat.

Ueberall nur todernste Gesichter, kaum daß ein Wort gesprochen wird

Die Nähe des Unglücksortes zieht uns alle in den Bann. Vor dem Eingang am Zechenplatz des Luftschachtes staut sich die Menge. Auf dem Zechenplatz fahren dauernd Autos mit neuem Rettungsmaterial und Ablösungsmannschaften auf. Die Fördermaschine kommt keinen Augenblick zur Ruhe. Dauernd dreht sich die Förderscheibe über uns; das Glockenzeichen kündet die Stationen der Totenfahrt zum Licht an. Von Zeit zu Zeit öffnet sich die eiserne Schiebetür zum Schacht und neue Bahren mit den erschlagenen Bergleuten werden aus der Tiefe hervorgezogen und von den Bergungsmannschaften zur Waschkaue getragen. Am Gittertor recken sich dann die Hälse in der vergeblichen Hoffnung, einen toten Familienangehörigen, Verwandten oder Freund zu erspähen.

In der Nacht haben sich hier vor dem Tor erschütternde Szenen abgespielt

Frauen riefen nach ihren Männern, Mütter klagten um ihre Söhne, Kinder weinten um ihren Vater. Man braucht nur ein Beispiel zu nennen, um das Maß des Elends zu erkennen: Ein alter Mann ringt verzweifelt die Hände, er hat drei Söhne und einen Schwiegersohn in der Nacht verloren. Noch immer, mehr als zwölf Stunden nach dem Unglück, steht man verständnislos vor der furchtbaren Grausamkeit dieses Schicksals. Nur eins ist durchsichtig, die Gewißheit, daß Menschen hier nicht mehr retten können.

Schlagende Wetter

Es vergeht kaum ein Monat, ohne daß die Oeffentlichkeit durch eine neue Meldung über Schlagwetterkatastrophen in irgendeinem Bergwerk erschreckt wird, so kürzlich wieder durch die Nachricht von dem Grubenunglück auf einer Kruppschen Zeche, der sieben Menschenleben zum Opfer fielen, und nun durch die furchtbare Katastrophe bei Dortmund. Gibt es keine Möglichkeit, diese ständig drohende Gefahr auszuschalten? Leider ist bis jetzt trotz den zahllosen Sicherheitsmaßnahmen, die in jedem Bergwerk gegen die Gefahren des Grubengases getroffen werden, eine absolute Sicherheit für die Arbeiter noch nicht erreichbar.

Die Entstehung der sogenannten „Schlagenden Wetter" ist stets auf das Auftreten eines bestimmten Gases, des Methans, zurückzuführen, das aus diesem Grunde auch die Bezeichnung „Grubengas" erhalten hat. Dem Laien bekannter ist es vielleicht noch als Sumpfgas — jeder hat gewiß schon einmal in Sümpfen, Tümpeln usw. die ab und zu vom Grunde aufsteigenden Gasblasen beobachtet, sie bestehen ebenfalls größtenteils aus Methan.

In ganz gewaltigen Mengen tritt das Methan an einigen Stellen der Erde auf, besonders in Petroleumlagern — die berühmten „Heiligen Feuer" bei Baku am Kaspischen Meere, die schon seit langer Zeit ununterbrochen zum Himmel lodern, bestehen größtenteils aus diesem Stoffe. Nützlicher für die Menschheit sind allerdings die gewaltigen Vorkommen von Methan in gewissen Petroleumlagern besonders Pennsylvaniens — man gewinnt aus den dortigen Oelbezirken jährlich mehr als zehn Milliarden dieses Gases, das besonders in den Vereinigten Staaten sehr vielfach für Kraft- und Heizzwecke nutzbar gemacht wird.

Dieses Gas kann nun unter Umständen zu einem der gefährlichsten Feinde des Bergmanns werden. In jedem Jahre fallen ihm Menschen zum Opfer. Bei der Entstehung der Steinkohle besonders hat sich nämlich in den Hohlräumen der Flöze sehr häufig Methan angesammelt — mitunter in gewaltigen Mengen —, das dann beim Anschlagen der betreffenden Stelle in das Bergwerk dringt. Wird es sofort bemerkt, so ist die Sache meist vollkommen harmlos, anders ist es aber, wenn das gefährliche Gas durch irgendwelche Weise — Zigarren, elektrische Funken, Sprengungen usw. zur Entzündung oder gar zur Explosion gebracht wird. Der erstere Fall liegt vor, wenn sich das Gas entzündet, ohne sich vorher mit der Luft gemischt zu haben — dann entstehen die sogenannten „feurigen Schwaden", die lange Zeit brennen aber doch lange nicht so gefährlich sind, wie der zweite Fall der Explosion. Das Methan hat nämlich die gefährliche Eigenschaft, sich in der Mischung mit mehr als 5,3 Prozent Luft nunmehr unter Explosionserscheinungen zu entzünden und dann die berüchtigten Schlagwetterkatastrophen zu verursachen. Derartige Explosionen pflegen sich meist weithin fortzupflanzen, indem sie den Kohlenstaub aufwirbeln, der dann mit Luft gemischt die zerstörenden Wirkungen bei der Explosion hat, die leider fast stets bei derartigen Ereignissen zu verzeichnen sind.

Um nun derartigen Unglücksfällen vorzubeugen, hat man sich schon seit langem bemüht, ein sicheres Mittel aufzufinden, das die Erkennung der Anwesenheit des gefährlichen Grubengases ermöglicht. In gewissem Umfange ist dies auch gelungen: nämlich durch die Einführung der zuerst von Davy konstruierten und später von andern noch verbesserten Sicherheitsgrubenlampe. Man ist auf derartige Hilfsmittel angewiesen, da das Methan leider weder durch den Geruch, noch durch Geschmack festzustellen ist. Die Wirkung dieser Sicherheitslampen beruht im Prinzip darauf, daß die Flamme völlig von einem Drahtnetz umgeben ist, das „abkühlend" wirkt und beim Auftreten von Grubengas eine Explosion verhindert. Gleichzeitig zeigt aber auch die im Innern der Sicherheitslampe brennende Flamme dem Bergmann das Vorhandensein der Gefahr an: schon bei Anwesenheit von nur 1 Prozent Methan verfärbt sie sich bläulich und mahnt so zur Vorsicht. Man kann diese Verfärbung durch Anwendung von Spiritus als Brennstoff und Zugabe gewisser Stoffe noch intensiver gestalten. Daß trotzdem Unglücksfälle, wie die Schlagwetterkatastrophe von Dortmund, möglich sind, kann natürlich die verschiedensten Ursachen haben, von denen eingangs ja bereits gesprochen wurde. Unter Umständen kann ja z. B. eine Sprengung gerade dann erfolgen, wenn das Gas beginnt aufzutreten und so die Explosion herbeiführen. Was im Dortmunder Falle die Ursache war, wird erst die Untersuchung, die bereits begonnen hat, erweisen müssen.

H. Woltereck

Emil Nolde

Es ist erstaunlich, was für wichtige Dinge man jetzt wieder in Dresden zu sehen bekommt. Und das Interesse für gute Bilder ist allem Gerede entgegen noch nicht müde. Bei Arnold drängen sich die Menschen vor Kokoschka. Die Eröffnung der Nolde-Ausstellung in der Neuen Kunst wurde eine wirkliche Feier. Rudolf Probst, der ausgezeichnete Leiter der Kunsthandlung, sprach die einleitenden Worte, die ihn als einen leidenschaftlichen Bereiter und einen feinsinnigen Deuter der Kunst Emil Noldes kennzeichneten.

Bilder und neue Aquarelle werden gezeigt. Kommt man von Kokoschka zu Nolde, so spürt man als erstes die besondere Einfachheit dieses großen Menschen. Kokoschka ist interessanter, greift mehr Probleme auf, ein Mensch der Stadt, der langsam erst zur Natur kommt, der nirgends fertig, immer neues sucht. Nolde aber geht nun schon seit Jahren langsam und sicher geradeaus. Auch diesmal wieder bringt er eine reiche Ernte. Es ist als fiele Reifgewordenes von ihm ab, es ist als ob er keinen Kampf mehr mit den Mitteln kennte. Die Welt liegt für ihm offen da. Er spricht von ihr mit der Weisheit eines reichen Lebens. Es gibt wohl Arbeit und Sammlung für ihn, aber keine Zweifel mehr.

Da ist ein Bild, das einen Frauenkopf über nackem Hals und Schulter zeigt. Die Farbe des Gesichts ist gelb, das Haar rot und blau leuchtet das Auge auf. Ein Mann mit wehendem Haar biegt sich hinter der Frau vor, umwirbt sie. Glühend ist dies Bild, sinnlich und heiß und rein und klar dabei.

Oder tropische Pflanzen wachsen, oder kühle Berge stehen zwischen Wolken, oder Masken hängen in ihrem Zauber vor einer Wand, oder fremd und geheimnisvoll schaut ein Götzenbild.

Die Aquarelle bedeuten fast noch eine Steigerung über die Bilder hinaus. Von Technik sollte man bei ihnen nicht mehr sprechen. Es ist, als wären sie in einem Augenblick geschaffen. Sie haben keinen Anfang und kein Ende. Man kann das Entstehen dieser Blätter nicht nachrechnen. Alles ist so unsäglich einfach, so selbstverständlich richtig in ihnen, daß man voll Ehrfurcht stille wird.

Was sie aber aussagen, was sie enthalten, ist ein unerschöpflicher Reichtum. Jeder Besuch einer solchen Ausstellung bedeutet das Sehen und Begreifen von neuen Herrlichkeiten. Diesmal sieht man Wassertiere, Fische im Wasser oder Schildkröten und Frösche. Hier kann man begreifen, was Probst meinte, wenn er in seiner Einführung besonders hervorhob, daß bei Nolde die phantastischsten Gebilde naturhaft, das Natürlichste phantasievoll würde. Erstaunlich ist es, wie diese Tiere im Raum schwimmen, wie man fühlt, daß sie im leichten weiten Wasser sind, das trägt, in dem sie sich nach allen Seiten bewegen können. Man sieht den Tieren nicht von oben zu, man ist mit im Wasser drin und die Sonne scheint von oben hinein, so daß alles ganz hell und warm wird. Wer wußte von solchen Schönheiten ehe sie Nolde sah und aufzeichnete?

Wie reich muß die Welt eines solchen Menschen sein. Ueberall entdeckt er Wichtiges. Selbst aus Venedig bringt er ein neues Bild mit, das voller Zauber ist. Schwarze Gondeln berühren kaum das Wasser, das Ruder bewegt es kaum und dahinter leuchtet die Kirche in schwerem Rot und Gelb.

Oder eine Schlange auf einem Baumast, der sich auch zu winden scheint, reckt den Kopf bis zum Rand des sonst leeren Blattes. Das nordische Land liegt da, dumpf und ohne Ende. Blumen, rote, runde, pralle Blumen, die sich wie tanzend zu einander neigen und mattere, die staunend zusehen. Südländische Gewächse, stechend gelb und blau. Sein Mädchenkopf voller Köstlichkeit und lieber Süße. Eine Frau, die streng den Kopf zur Seite wirft. Ein Gelehrter, der unter dem gescheiten Gesicht ein wenig boshaft lächelt. Ein Hummer, der zum Wunder wird mit seinen großen Scheren, die zwei Händen gleichen. So geht es ohne Ende fort. Man kann nur Proben geben aus dem unermeßlichen Umfang dieses Schaffens.

Mit dem Aufzählen der Themen ist allerdings nur wenig getan. Man müßte beschreiben können, wie alles gestaltet ist. Man müßte etwas von der Kraft seiner Farben sagen können, die schwer und dabei weich und gütig, ganz heiß und dabei lauter, strömend und von innen her leuchtend ist. Man müßte etwas sagen können von der Art seiner Niederschrift, wie er Farbe neben Farbe setzt, manchmal ganz schroff und manchmal ganz zerfließend, wie er ganz wenig nur mit dem Pinsel zeichnet, wie seine Farbe manchmal ganz fest ist und manchmal nur ein Hauch, niemals aber dünn wird. Doch das sind eben die Geheimnisse.

Wichtig ist es vor allem, die Einheit alles Schaffens, ja, das ganze Leben des Menschen Nolde aus den Werken erfassen zu können. Man weiß, daß er fremd in unsrer Zeit steht, daß er gesammelt lebt. Wohl kennt er die Welt, und viele Menschen und Länder. Aber er hat sie und sie nicht ihn, wie sonst so oft. Er ist der Erde, der Natur in der Tat nahe. Drum weiß er über sie und die Menschen so wichtiges und beglückendes auszusagen.

Und dies ist das Wichtigste: Nolde bringt in seinem Werk den Beweis, daß auch heute noch ein starkes, gerades und reiches Fühlen möglich ist. Daß nicht jeder mit dem Elend der Zeit mitun muß. Daß es auch heute noch Kunst jener ganz einfachen Art gibt, die Köstliches und zugleich Wichtiges und Wahrhaftes festhält und mitteilt.

Hildebrand Gurlitt

„Die singende Muse an der Pleiße"

Das deutsche Lied vor 200 Jahren

Es war an einem schönen Sommerabend des Jahres 1735, leise senkte die Dämmerung ihre bläulich von der Pleiße aufsteigenden Nebelschleier über das alte Leipzig. Die zahlreichen Spaziergänger, die sich lustwandelnd vergnügten, waren nicht wenig erstaunt, als sie plötzlich aus dem Schellhaferschen Hause, wo heute „Die lustige Gesellschaft", wie allwöchentlich, sich versammelt hatte, Liederchen erklingen hörten, die ihnen gar fremd und unbekannt vorkamen. Ja, man konnte, wenn man ein wenig lauschend stehenblieb, ganz deutlich die Worte der Texte vernehmen. Das waren ja gar nicht mehr die altgewohnten, reichlich alberneu Gassenlieder, über die man sich schon bisweilen gar sehr erbost hatte, nein wirklich, das waren echte Dichtungen. Und schnell verbreitete es sich von Mund zu Mund: das sind ja Gedichte vom wilden Christian Günther, dem sein Leben zerrann wie sein Dichten. Und man freute sich dieser Lieder, die ebenso fern waren von fremden Einflüssen, wie von gemeinen Plattheiten, die kein Lohensteinscher Schwulst in ihre Reime gebannt hatte, die rhythmisch bequem dahinflossen und schlicht und unbefangen das aussprachen, was einer empfunden hatte. Aber schon erscholl ein neuer Gesang, der stammte aber sicher nicht von dem leidenschaftlichen, zügellosen Christian, der so schwer um sein Dasein gerungen, und doch es war etwas von seiner Art darin; es mußte eben von einem sein, der dem Sonnenfluge des Dichters folgen wollte, sein Vorbild aber nicht erreichen konnte. Einige der Neugierigsten konnten sich nicht länger beherrschen und gingen ins Haus um zu fragen, von wem wohl diese neuen Lieder seien. Gar bald kamen sie belehrt heraus, und einer von ihnen trug einen stattlichen Quartband in der Hand, mit dem er von nur wenigen gefolgt rasch in einem der berühmten Gärten verschwand, in denen sich die feine Gesellschaft zu treffen pflegte. Dort setzte er sich zu einem seiner Freunde, der schon lange auf ihn gewartet hatte, und zeigte ihm sein neuestes, luxuriöses Bibliothekstück. Der andre schlug den Einbanddeckel zurück und las:

„Sperontes singende Muse an der Pleiße, in 2mal 50 Oden, der neuesten und besten musikalischen Stücke, mit den dazu gehörigen Melodien, zu beliebter Klavierübung und Gemüts-Ergötzung, nebst einem Anhange aus C. J. Günthers Gedichten. Leipzig, auf Kosten der lustigen Gesellschaft, 1736."

Er blätterte weiter, bewunderte den prägnanten Kupferstich, der über zwei Seiten hinweggehend, eine Ansicht des sächsischen Klein-Paris zeigte, und vertiefte sich in die Gesänge, bei denen die Musik die obere Hälfte der Seite einnahm, während die untere einen Apoll, eine Muse oder eine elegante Dame im Reifrock mit einem Kontrabaß zeigte, die den Text präsentierte. Charmante Vignetten und Bordüren schlossen die Seiten mit viel Geschmack ab. Inzwischen war auch die Frau des Freundes auf hohen Stöckeln dahergetrippelt gekommen und mit echt weiblicher Neugierde begehrte sie zu wissen, wer denn dieser Monsieur Sperontes sei. Der Herr Stadtschreiber vom Nebentisch konnte Auskunft geben; es sei doch der bekannte Pechvogel, Johann Sigmund Scholze, der 1708 zu Lobenau in Schlesien geboren, dann als studiosus juris vor zehn Jahren nach Leipzig gekommen, und nun schon lange Schreiber bei dem Advokaten X. sei. Die Freunde entschlossen sich aufzubrechen, da es inzwischen schon ganz dunkel geworden war, auch Madame hatte nichts einzuwenden, weil sie gar begierig war, diese neuen, kurioser Sächelchen daheim am Cembalo durchzuspielen und zu singen.

Spät erst schieden die Freunde an diesem Abend, hatten sie doch ein Buch kennengelernt, das sie wieder und immer wieder fesseln sollte. Das waren doch noch einer schrecklichen, liederlosen Zeit endlich kleine Kunstwerke, die sich trotz all ihrer Fehler, denen sich keiner verschließen konnte, weit über die bekannten Gesänge erhoben. Zwar ging es bisweilen etwas philiströs her, wenn sich Freund Sperontes über seine Tabak-